

Klaus Douglass: Evangelistische Predigt

für Eckard Krause zum 80. Geburtstag

Lieber Eckard, liebe festliche Gemeinde. Ich bin gebeten worden, hier etwas über evangelistische Predigt zu sagen. Ein Thema, das sich binnenkirchlich eigentlich schon immer großer Unbeliebtheit erfreut, irgendwie nie aus der theologischen Schmutzlecke herausgekommen ist und für das sich leider jede Menge Negativbeispiele finden lassen. Anders ausgedrückt: ein Herzensthema von mir.

Evangelisation ist glaubensweckende Verkündigung. Ich denke, das muss ich niemandem hier im Raum sagen. Wir alle hier kennen dich, und du bist geradezu die Verkörperung dessen, was ich mit „glaubensweckender Verkündigung“ meine. Ich habe dich vor sage und schreibe 48 Jahren zum ersten Mal predigen gehört. Es war 1975, wir feierten Kirchentag in Frankfurt am Main, und unser Jugendwerk hatte dich eingeladen, mit uns ein paar Veranstaltungen durchzuführen. Was mich in besonderer Weise beeindruckte, waren die der Veranstaltung vorausgehenden Schulungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Ich habe das unlängst schriftlich fixiert: Ich habe deine Vorträge damals auf Kassettenrekorder mitgeschnitten, anschließend abgetippt und nahezu auswendig gelernt. So sehr hat mich das damals beeindruckt. Ich bin überzeugt, dass jeder und jede von uns hier eine Geschichte beizutragen hätte, wie du in unser Leben hineingesprochen hast. Und nun soll ich ausgerechnet euch – und ausgerechnet dir – etwas über glaubensweckende Verkündigung erzählen.

– Also gehen es an. Fünf Dinge:

Erstens: Glaubensweckende Verkündigung setzt zunächst einmal voraus, dass da etwas ist, was allererst geweckt werden möchte: eben Glauben. Vertrauen. An dieser Stelle scheiden sich schon einmal die Geister. Viele gehen nämlich davon aus, dass ein solcher Glaube bei den Menschen bereits vorhanden sei: Sie sind getauft und konfirmiert, damit sind sie Kirchenmitglied. Also sind sie auch Christinnen und Christen. Doch ein Satz, den ich mir 1975 von dir gemerkt habe, lautete: „Wer in einer Garage geboren ist, ist noch lange kein Auto“ (du führtest ihn damals auf einen amerikanischen Prediger zurück).

Glaube ist nicht einfach da. Er fällt nicht vom Himmel, er wird nicht über die Taufe vermittelt und er steht auch in keiner direkten Beziehung zur Mitgliedschaft eines Menschen in der Kirche. Es gibt viele Menschen, die glauben und sind nicht in der Kirche. Und es gibt viele Menschen, die sind Mitglied der Kirche und glauben nicht. Dabei möchte ich keinem einzigen Menschen diesen Glauben absprechen, das wäre in der Tat übergriffig. Menschen allerdings einen Glauben *anzudichten*, den sie gar nicht haben, finde ich nicht minder übergriffig. Eine gute Bekannte von mir saß neulich in einem Zugabteil mit mehreren Pfarrer:innen zusammen. Sie kam ins Gespräch und sagte mir, sie hätte sich geärgert, wie selbstverständlich die Kolleg:innen sie vereinnahmt und als Christin angesprochen hätten. Das hat sie ihnen dann auch gesagt: „Ich finde das total daneben, dass ihr mich einfach als Christin ansprecht. Ich bin eigentlich eher buddhistisch unterwegs.“ Aber, so erzählte sie mir, sie hörten nicht damit auf. Wahrscheinlich waren sie guten Willens, aber sie fühlte sich einfach nicht ernst genommen. – Auch Liberalität kann übergriffig sein!

Wie aber geht man vor, wenn man Menschen den Glauben nicht absprechen, ihnen diesen Glauben aber auch nicht einfach andichten und überstülpen möchte? Wie will man Glauben wecken, ohne den Leuten zu sagen: „Hey, du bist glaubenstechnisch ziemlich verpennt“ (= sekundäre Lesart zu Eph 5,14:

„Wach auf, der du schläfst...“). Ich habe es bei dir, lieber Eckard, so kennen gelernt, dass du so faszinierend, so ergriffen und ergreifend von der Vertrauensbeziehung eines Menschen zu Gott bzw. zu Jesus Christus erzählt hast, dass man sich von selbst dazu ins Verhältnis setzen musste. Manchmal merkte ich: „Ja, das kenne ich.“ Oder aber: „Das kenne ich *nicht*, das hätte ich aber gern.“ Oder: „Davon hätte ich gerne *mehr*.“

Glaubensweckende Verkündigung, so habe ich es bei dir, lieber Eckard, gelernt, bedeutet den Menschen ein *Bild* zu malen. Ein Bild, wie ein Leben aussehen kann, das vom Vertrauen auf Jesus Christus geprägt ist. Ein Bild, das einladend ist und Sehnsucht weckt. Ein Bild, das die Schattenseiten nicht verschweigt, aber den Menschen die Hand danach ausstrecken lässt, ebenfalls zu glauben. Ebenfalls in eine positive, persönliche, prägende Vertrauensbeziehung zu Gott bzw. zu Jesus Christus einzutreten.

Damit bin ich beim Zweiten: Es geht um eine *persönliche* Beziehung. Das ist nun richtig schwierig, allein schon deswegen, weil es keine biblische Kategorie ist. Sowohl das Wort „persönlich“, wie wir es heute verwenden, als auch der Begriff der „Beziehung“ sind *neuzeitliche* Kategorien. Nicht einmal Luther hatte diese Begriffe zur Verfügung. Wer also von einer persönlichen Beziehung zu Gott redet, hat also wenig Rückendeckung, was den Wortlaut der Bibel betrifft. Und trotzdem wird aus der Bibel nahezu auf jeder Seite beschrieben, dass es genau darum geht: dass Menschen in Beziehung zu dem Gott der Bibel treten. Die Bibel verwendet zwar nicht den Begriff „persönliche Beziehung“, aber sie erzählt Geschichten, die sich anders deuten lassen. Oder formuliert Gebete, die sich nur aus einer innigen Beziehung heraus verstehen lassen.

[Nehmen wir nur als Beispiel Abraham, den Urvater des Glaubens. Dessen Geschichte beginnt damit, dass Gott ihn anspricht, dass er ihn ruft. Und Abraham leistet diesen Ruf Folge. Abraham gehorchte Gott aber nicht nur, sondern er antwortete Gott. Er rang mit Gott. Er feilschte mit Gott. Abraham setzte sein Vertrauen auf ihn, zweifelte, wurde ermahnt und getröstet usw. usf. Das sind alles personale Kategorien. Natürlich ist Gott seinem Wesen nach auch Energie (was – nebenbei bemerkt – ebenfalls eine neuzeitliche Kategorie ist). Natürlich ist Gott eine Macht, die alles durchwaltet. Aber] der Gott der Bibel sagt „Ich“ und er sagt „Du“. Er spricht mit uns und möchte, dass wir ihm antworten. Er fordert zum Vertrauen heraus, er mahnt, tröstet und vergibt und möchte letzten Endes, dass wir ihn lieben, wie er uns liebt. Es geht nicht darum, in irgendeiner Weise *an* Gott zu glauben und lediglich seine Existenz für wahr zu halten. Es geht darum, diesem Gott zu vertrauen und ihn zu lieben. Durch die ganze Bibel hindurch bis hin zu Jesus Christus, der dieses Vertrauens- und Liebesangebot Gottes nicht nur verkündete, sondern verkörperte. Darum ermittelte Jesus den Menschen nicht nur eine Moral oder eine Lehre über Gott, sondern rief sie in die Gemeinschaft mit ihm.

Das ist ein anderer Satz, den ich von dir gelernt habe: „Nicht ein *Verhalten*, sondern ein *Verhältnis* macht uns zu Christinnen und Christen.“ Das ist auch schon in unserer Mutterreligion, dem Judentum so: Es geht nicht um einen *Gegenstand*, an den wir glauben, sondern um eine *Person*, der wir vertrauen und an deren Hand wir unser Leben führen.

Drittens: Es geht um eine *positive* Beziehung. Das klingt zunächst einmal selbstverständlich, aber ganz ehrlich: ich kenne sehr viele Menschen, die sehr wohl eine Beziehung zu Gott haben, aber diese ist nicht positiv.

- Viele Menschen haben zum Beispiel ein Verhältnis zu Gott, das von Scham und Schuldgefühlen geprägt ist. Sie haben ein starkes Bewusstsein davon, dass sie nicht so sind, wie sich Gott das mal vorgestellt hat. Dass sie nicht so sind, wie sie sein *sollen*, nicht so sind, wie sie eigentlich sein *könnten*, ja oft nicht einmal so sind, wie sie eigentlich sein *wollen*. Sie sind davon überzeugt: „Gott *kann* mich nicht lieben, denn ich bin nicht okay.“
- Andere Menschen haben *Angst* vor Gott, und zwar nicht nur, weil sie Schuldgefühle empfinden, sondern ganz allgemein. Sie trauen Gott nicht über den Weg. Sie haben ständig Sorge, dass das Schicksal früher oder später knüppelhart über sie hereinbricht. Oft fehlt Ihnen im Leben überhaupt das Grundvertrauen, und diese Haltung übertragen sie auch auf Gott. Sie haben sehr wohl ein Verhältnis zu Gott, aber es ist von Angst geprägt. Sie beten viel, aber was sie dazu bringt, ist nicht Vertrauen, sondern Angst und Sorge.
- Wieder andere haben ein Verhältnis zu Gott, das nur noch von *Routinen und Ritualen* geprägt ist. Nun können Rituale etwas überaus Positives sein, aber in vielen Fällen ersetzen sie die lebendige Kommunikation. Wie in so mancher alten Ehe, wo völlig klar ist, wie die Abläufe im Alltag auszusehen haben, wer wofür zuständig ist, ja nicht selten wiederholen sich sogar die gleichen Dialoge immer und immer wieder. Da ist einfach kein Feuer mehr, sondern nur noch Alltag und Gewohnheit, Langeweile und allzu oft leider auch: Abrieb und Zermürbung.

Vielleicht ist das ein Grund, warum ich glaubensweckende Verkündigung auch nach so vielen Jahren und Jahrzehnten immer wieder gerne höre. Weil evangelistische Predigt – jedenfalls, wenn man sie so betreibt wie du – von Grund auf *positiv* ist. Weil sie mich, der ich das doch auch kenne – Scham und Schuldge-

fühle, Angst und Sorge, Gewohnheit und Langeweile – (... weil sie mich) immer wieder heranzführt an diese „erste Liebe“. Weil sie mich an den Punkt führt, warum das Evangelium „Evangelium“ (gute Nachricht) heißt. Ein Fakt, den ich bei vielen Predigten, die ich sonst höre, leider allzu oft vergesse, weil ich überschwemmt werde mit Ermahnungen, Moralismen, Banalitäten, Geistesergüssen oder womit auch immer, nur nicht mit der guten Botschaft von der alles umfassenden Liebe Gottes, die in Jesus Christus erschienen ist, und die mich geradezu dazu nötigt, mit Vertrauen und mit Liebe zu antworten.

Viertens: Es geht um eine prägende Beziehung. Martin Luther benutzt einmal das schöne Bild vom Eisen und vom Feuer. Die beiden, sagt Luther, haben erstmal nicht viel miteinander gemein. Eisen ist fest, Feuer ist gasförmig. Eisen ist kalt, Feuer ist heiß. Eisen ist dunkel, Feuer ist hell usw. Aber, so sagt Luther, wenn du das Eisen lange genug ins Feuer hältst, wird es selbst dem Feuer immer ähnlicher. In ähnlicher Weise, sagt Luther, haben Gott und wir Menschen nicht viel miteinander gemeinsam. Gott ist Licht, Gott ist Liebe, Gott ist Leben. Bei uns Menschen hingegen ist vieles dunkel, lieblos und leblos. Es sei denn, der Mensch kommt in Berührung mit der Liebe Gottes. Es sei denn, du steckst das Eisen eine Weile ins Feuer: dann greifen die Eigenschaften Gottes auf den Menschen über und der beginnt selbst, Licht, Leben und Liebe weiterzugeben.

Evangelistische Verkündigung belässt es nicht dabei, Menschen in eine kurzzeitige *Berührung* mit dem Glauben bzw. dem lebendigen Gott zu bringen. Es geht nicht darum, den Menschen ein religiöses Erlebnis zu vermitteln, bei denen man zu ergreifenden Akkorden im Hintergrund tränenüberströmt vorne zum Altar läuft und sich segnen lässt. Ich habe das selbst erlebt, und es kann eine wunderbare Erfahrung sein. Aber wenn wir „Eisen und Feuer“ nicht dauerhaft

miteinander verbinden, schaffen wir damit nur singuläre Erfahrungen. Schaffen religiöse Erlebnisse, auf die wir früher oder später zurückschauen und uns fragen: War das alles nicht vielleicht alles nur schöner Schein?

[Einer (schon etwas älteren) Untersuchung der Billy Graham Association zufolge sind von allen Menschen, die sich auf einer Evangelisation bekehrt haben, nach einem Jahr nur noch zwischen 1 und 4 Prozent dabei. Das bedeutet, sie haben ein einschneidendes, religiöses Erlebnis gehabt, vielleicht sogar eine persönliche Begegnung mit Gott. Aber das Eisen wurde nicht lang genug ins Feuer hineingehalten. Diese Menschen fielen in den sogenannten „Nacharbeitsgraben“. Man hat sich nicht weiter um sie gekümmert. Man hat nicht dafür Sorge getragen, wie Eisen und Feuer *dauerhaft* in Berührung bleiben und wie der neue Glaube das Leben des betreffenden Menschen dauerhaft prägen kann.]

Das, lieber Eckard, hat mir von unserer ersten Begegnung 1975 an imponiert: dass du nicht nur nach Frankfurt gekommen bist und ein paar flockige Reden gehalten hast. Sondern dass du im Vorfeld uns Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zusammengerufen hast und mit uns gemeinsam überlegt hast: Was können wir tun, dass Menschen, die mithilfe deiner Verkündigung zum Glauben kommen oder doch nach dem Glauben und nach einer positiven und persönlichen Beziehung zu dir fragen, (... was können wir tun), dass das auch eine *prägende* Beziehung wird.

Dass der Glaube uns nicht nur in besonderen heiligen Momenten für ein paar Stunden überwältigt, sondern beginnt, das ganze Leben zu prägen, dass wir lernen, an der Hand Jesu zu leben, dass wir, weil wir in dauerhafter Verbindung mit Gott bleiben: Das passiert nicht von selbst, sondern dazu müssen Gleise gelegt werden. Dazu bedarf es einer entsprechenden Vorbereitung und Planung und vor allem bedarf es einer Gemeinschaft, die bereit ist, neue Men-

schen in ihrer Mitte zu integrieren und mit Ihnen gemeinsam das umzusetzen und zu leben, wovon in der evangelistischen Predigt zuvor die Rede war.

Fünftens und letztens: eine persönliche, positive, prägende Beziehung zu Jesus Christus. Das ist für mich heute eines der schlimmsten Versäumnisse unserer Kirche, dass sie die entscheidende Wichtigkeit der Person Jesu heutzutage nicht mehr benennt. Dass nicht nur von außen die Frage an uns gestellt wird: „Warum ausgerechnet Jesus? – Genügt es nicht, an Gott zu glauben?“, sondern, dass wir auch *innerkirchlich* fast nur noch von *Gott* reden und nicht mehr von Jesus Christus. Jesus firmiert oft nur noch als moralisches Vorbild. Aber als *Heilsmittler* spielt er in der Verkündigung kaum mehr eine Rolle. Im Gegenteil: Er scheint dort eher zu stören.

Der amerikanische Soziologe Christian Smith hat Mitte der Nullerjahre konstatiert, das Christentum in Amerika sei zu einem „moralistisch-therapeutischen Deismus“ verkommen. Ich glaube, dass man das eins zu eins auch auf Europa übertragen kann. Deismus heißt: Es gibt zwar einen Gott, der aber hält sich weitgehend aus dem täglichen Leben heraus. Gott ist die Ursache von allem, aber er *interveniert* nicht. Gebete dienen der inneren Stabilisierung und Selbstvergewisserung. Aber Gott greift nicht etwa in unser Leben oder in diese Welt ein. Das ist *unsere* Aufgabe: *Wir* sollen hingehen und Gutes tun. *Wir* sollen hingehen und die gute Nachricht verbreiten, die da lautet: „Ich bin okay, du bist okay.“ Wenn wir das tun, werden alle glücklich und kommen am Schluss in den Himmel.

Dass der Mensch an eben der Aufgabe, gut zu sein oder gar die Welt zu retten, grundlegend scheitert, dass wir Sünderinnen und Sünder sind, dass wir einen *Heiland* brauchen, einen Retter, das hörst du heute nicht mehr. – Wir erleben

in Theologie und Kirche heute eine noch nie gesehene Christus-Vergessenheit. Wir haben eine von Grund auf „beschädigte Christologie“ (A. Garth), in der Jesus nur noch ein Lehrer der Weisheit und ein moralisches Vorbild ist, nicht aber der *Mittler* unseres Heils.

Doch wenn es ausreichen würde, dass wir uns lediglich strebend bemühen, dann hätte Jesus Christus nicht Mensch werden müssen, dann hätte er nicht leiden und sterben müssen, dann wäre die Kreuzigung unnötig gewesen, dann läge das Heil in unserer eigenen Hand. In Apostelgeschichte 4,12 aber heißt es: „In keinem andern ist das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir sollen selig werden.“ Wenn du diesen Satz allerdings heute zitierst, giltst du ruck-zuck als Fundamentalist.

Darum ist es wahrscheinlich geschickter, diesen und ähnliche Sätze gar nicht so oft zu *zitieren*. Sondern es zum einen *vorzuleben*, was es bedeutet, durch Jesus Christus ein Leben voller Vertrauen und Liebe gefunden zu haben. Es vorzuleben – und davon zu *erzählen*, dass und wie wir Gott durch Jesus Christus kennen- und lieben gelernt haben; dass und wie wir durch Jesus Christus das Eisen unseres Lebens in das Feuer der Liebe Gottes hineinhalten; dass unser Leben mit Jesus Christus nicht auf Anstrengung, sondern auf Vergebung basiert. Und wie wir unser Leben an der Hand Jesu führen: in aller Vorläufigkeit und Gebrochenheit, aber doch vertrauensvoll und gewiss.

Evangelistische Predigt ist darum immer auch erzählende Predigt. Sie erzählt davon, wie Menschen damals erfahren haben und wie sie ihn heute noch erfahren. Lieber Eckard, das habe ich an deinen Predigten wahrscheinlich am meisten geschätzt: die *Geschichten*, die du uns erzählt hast. Die Geschichten der Bibel, die du uns in so brillanter Weise vor Augen gemalt hast, aber auch der volle Griff ins Leben, um nicht zu sagen die Unverfrorenheit, mit der du al-

ler homiletischen Schulmeinung zum Trotz „ich“ gesagt und die Leute zum Lachen gebracht und immer wieder auch aus deinem eigenen Leben erzählt hast. „Storytelling“ nennt man das neudeutsch – und es steht heute hoch im Kurs – viel höher als Behaupten, Fordern oder Argumentieren.

Lieber Eckard, du hast nicht gefordert, nicht einfach behauptet und schon gar nicht gedroht, sondern einfach erzählt, was Jesus Christus im Leben eines Menschen für einen Unterschied bewirken und wie man durch ihn zu einer persönlichen, positiven, prägenden Beziehung zu Gott finden kann. Und uns damit ermutigt, die Hand Jesu zu ergreifen, wie ein Kind die Hand seiner Mutter ergreift und mit wackligen Schritten, aber voller Vertrauen mehr und mehr selber laufen zu lernen. Auch das ist so ein wunderbarer Satz von dir: „It takes a little bit longer than a lifetime.“

[In eckigen Klammern sind Abschnitte, die bei der Festrede nicht mündlich vorgetragen wurden.]

Dr. Klaus Douglass ist Pfarrer und Direktor der Evangelischen Zukunftswerkstatt midi in Berlin (www.mi-di.de)